

Mein Leben als Arzt

Er wollte schon als Kind Mediziner werden – wusste aber nicht, mit wie viel Verwaltungskram das verbunden ist.
Ein junger Arzt erzählt von seinem Einstieg ins Berufsleben.
Teil 10 der Serie »Das anonyme Jobprotokoll«.

Ich wollte schon als Kind wissen, wie der Mensch funktioniert. Mich interessierte es zum Beispiel wahnsinnig, wie das Herz schlägt, warum sich eine Entzündung bildet und weshalb man weint, wenn man Schmerzen hat. Die Begeisterung für derlei Fragen ließ nie nach, und insofern war es nur folgerichtig, dass ich nach dem Abi mit dem Medizinstudium begann.

Die Zeit an der Hochschule war nicht immer einfach, und es gab Momente, wo mir das stumpfe Auswendiglernen von Fachbegriffen oder Bakterien- und Virennamen auf den Sender ging. An meinem Entschluss, Arzt zu werden, änderte sich aber nichts, und so war ich froh, als ich vor einigen Monaten ins Praktische Jahr gehen konnte. Ich hatte zwar während des Studiums schon einige Praktika in Krankenhäusern und bei Ärzten gemacht, aber da war ich im

Grunde immer nur die kleine Klette, die nichts machen durfte. Beim

PJ ist man dagegen die vollständig ausgebildete Kraft, zumindest auf dem Papier.

Die ersten Tage in der Klinik waren extrem frustrierend.

Niemand arbeitete mich ein, ich war weitgehend auf mich allein gestellt. Ein Chefarzt kam nur kurz auf mich zu und zeigte mir ein Zimmer, das ich betreuen sollte.

Dann klingelte sein Handy – und

weg war er. Das fand ich völlig unverantwortlich.

Immerhin sollte ich mich hier um die Gesundheit anderer Menschen kümmern. Aber es ist nun mal so: Jede Minute, die ein Arzt einem PJler wie mir widmet, ist eine Minute, die er später nach Hause kommt.

Es fühlt sich seltsam an, theoretisches Wissen auf einen realen Menschen zu übertragen, und gerade zum Start des PJs gab es Momente, da kam ich mir wie ein Schwindler vor. Was mich von Anfang an am meisten störte, war die Verwaltungsarbeit. Was habe ich wann und weshalb angeordnet? Welches Medikament habe ich verschrieben und warum? Alles wird bis ins Kleinste dokumentiert, und vermutlich ist das auch richtig so. Aber die ausufernde Bürokratie hat auch zur Folge, dass man sich im Grunde zu wenig um die Patienten kümmern kann. Das ist zum Beispiel dann schade, wenn es sich um alte Menschen han-

delt, die sich allein fühlen. Kürzlich hatte ich einen Patienten, dem eigentlich gar nichts fehlte. Der war allenfalls ein wenig dehydriert und hatte sich praktisch ins Krankenhaus hineingeschummelt, weil er im Seniorenheim keine Aufmerksamkeit bekam.

In meinem Beruf darf ich keine Unterschiede machen, ich muss alle Patienten gleich behandeln. Das ist nicht immer leicht, weil man es natürlich auch mit unfreundlichen,

manchmal sehr nervigen Menschen zu tun bekommt, die alles besser wissen oder Dinge tun, die einen völlig durcheinanderbringen. Da

war beispielsweise diese 25-jährige, sehr attraktive Frau, die mit leichtem Fieber kam. Ich bat sie, ihr T-Shirt

ein wenig anzuheben, damit ich sie abhören kann. Wie in einem Pornofilm zog sie da-

raufhin komplett blank und schaute mich grinsend an. Ich tat so, als nähme ich gar nicht wahr, dass sie nackt ist, und hörte sie einfach ab. Später

erfuhr ich dann, dass die junge Frau sich wohl ein Kind wünschte. Ich nehme an, sie wollte mich zu etwas drängen, was nicht mein Job ist.

Was ich extrem schwierig finde: jemandem mitzuteilen, dass er schwer krank ist. So wie dem Mann, dem ich davon

erzählte, dass seine Aufnahmen und Werte

auf einen Tumor hindeuten. Der Mann schluckte

erst mal, verdrängte aber sofort. »Wird schon keiner sein«, sagt er. Ich dachte, gut, wenn er so damit umgehen will, dann soll er.

Der Tod ist Teil des Tagesgeschehens. Einmal habe ich bewusst zugeschaut, wie ein Mann starb. Lungenversagen. Ich stellte mich an sein Bett und sah zehn Minuten lang auf den Monitor. Betrachtete, wie sein Herz immer langsamer schlug, bis es ganz stehen blieb. Dabei empfand ich eine verstörende Leere. Wir hatten alles medizinisch Mögliche für ihn getan, er war einfach nicht zu retten. Bei diesem Gedanken wurde ich ruhig und konnte ihn gehen lassen.

Ich weiß jetzt, dass ich nicht nur Arzt sein will, sondern es auch kann. Mein Blick auf den Traumberuf ist aber deutlich nüchterner geworden. Man ist kein Gott in Weiß, sondern

ein Fußsoldat der Medizin – und erst recht der Verwaltung.

Aufgezeichnet von DMITRIJ KAPITELMAN

